

Tod und Auferstehung Jesu

Zur Neuerfahrung eines christlichen Grundgeheimnisses

Friedrich Wulf, München

Tod und Auferstehung Jesu sind das zentrale Geheimnis des christlichen Glaubens. Obwohl sie uns auf unterschiedlichen Ebenen gläubiger Erkenntnis begegnen – auf der Ebene des geschichtlichen und darum nachweisbaren Geschehens und auf der Ebene des Mysteriums –, sind sie für den Glaubenden doch zuinnerst miteinander verbunden: Die Hingabe Jesu in den Tod für das Heil der Menschen findet in seiner Auferstehung die Bezeugung ihrer Annahme durch Gott den Vater. Wenn nun christliches Leben in seiner Entfaltung und seiner Tiefe nichts anderes sein soll als der gläubige Nachvollzug dieses zweifach-einen Geheimnisses, dann müßte das in einer dem Geheimnis entsprechenden Spiritualität des wachen Christen deutlich werden. Läßt sich das bei denen, die als Christen zu leben versuchen, auch wirklich feststellen?

Wann und wie tritt denn in unserer Zeit einer starken Glaubensentfremdung das Geheimnis von Jesu Tod und Auferstehung in das Bewußtsein eines Gläubigen? Abgesehen von offiziellen kirchlichen Veranstaltungen – wie der Eucharistiefeier, einer Buß- oder Kreuzwegandacht und eindringlich in den drei österlichen Tagen – am ehesten in der persönlichen Not: in Krankheit und bei Todesfällen, zumal in der eigenen Todesstunde, bei Mißerfolg und in der Erfahrung der Schwächen und der Verletzbarkeit der individuellen Natur, also dann, wenn Niedergeschlagenheit über den Menschen hereinbricht, mit der er allein nicht mehr fertig wird. Da erinnert sich einer als Christ unter Umständen einer höheren Macht und flieht vielleicht auch zu einem Bild des Gekreuzigten. In solcher Hinwendung mag der Ausblick auf die verheißene Auferstehung eine Rolle spielen, Tröstung und Stärkung für ihn sein. – In allem, was hier aufgeführt wurde, ist es das *eigene* Befinden, nicht die Liebe zu Gott und zu Christus, was ihn aus seiner ichbezogenen Welt herausholt und zu dem hintreibt, der die Schmerzen und Leiden des verwundeten Menschen getragen hat.

Daß es aber einen nicht nur in der Not des Lebens, sondern aus keinem anderen Grund als der vom Glauben beseelten Liebe zum Herrn in seiner Passion hindrängt, ist für einen Durchschnittschristen etwas Seltsames und Erstaunliches, etwas, das aufhorchen läßt. Es widerfährt nur

denjenigen, die dem gnadenhaften Ruf „von drüben“ Gehör geschenkt haben. Ihre Passionsfrömmigkeit kann von der Liebe so sehr getragen und durchdrungen sein, daß sie in der Ohnmacht und im Sterben des Erlösers seine Glorie, seine Herrlichkeit ahnen oder in geheimnisvoller Weise wenigstens anfänglich auch erfahren. Im Vollsinn ist das die Erfahrung der Mystiker. Ihre Zahl in der Geschichte der Kirche ist groß. Von ihnen kann man wirklich sagen, daß ihr geistliches Leben ein Nachvollzug des Grundgeheimnisses unserer Erlösung durch Tod und Auferstehung Christi im obengenannten Sinn war. Aber auch hier verbleibt das Geschehen mehr in der Zweisamkeit von Gott und Mensch und greift als solches nicht unbedingt über sich hinaus im Sinn der Heils-sorge für den Mitmenschen.

In diesem Punkt hat nun in den letzten Jahrzehnten eine zusätzliche, für die Christen unserer Zeit neue oder besser: wiederentdeckte Erkenntnis der Sinngebung des gläubigen Nachvollzugs von Jesu Tod und Auferstehung an Raum gewonnen, die vor allem junge Christen bewegt und in erstaunlicher Weise zur Nachahmung anlockt. Ging es in unseren bisherigen Überlegungen in der gläubigen Hinwendung zum Passionsgeschehen eher um die eigene Heilung, um *mein* Heil, so geht es jetzt in erster Linie um das Heil des Nächsten, nach dem Beispiel Jesu, der sein Leben für andere, für seine „Brüder“ (Mt 12,49) hingegeben hat.

Eine der Ursachen für den hier angedeuteten Wandel unserer Sicht des Grundgeheimnisses der Erlösung liegt in unserer Vergangenheit, konkret gesagt, in der seit Jahren immer drängender gewordenen Frage: Warum haben wir Christen, angesichts der schrecklichen Erfahrungen der Massenmorde an Unschuldigen, so wenig für die solchermaßen Entwürdigten getan? Wie müßten wir wenigstens heute handeln, wo wir doch zunehmend eine geistig-religiöse und die leibliche Verelendung eines großen Teils der Menschheit miterleben, nicht ohne Schuld der Herrschenden und Reichen? Unter dem Gewicht solcher Fragen und Erfahrungen begreifen wir die „Nachfolge Christi“, der sein Leben für seine „Brüder“ hingegeben hat, neu: Sie lautet für unsere Zeit konkret: Sich selbst zurückstellen und da(zu)sein für andere. Im Licht solcher Erkenntnis haben schon D. Bonhoeffer und H. Schürmann das Ideal des vollkommenen Christen eine „Pro-Existenz“ genannt. Der Christ solle nach dem Vorbild Christi (so schon S. Kierkegaard) „ein Mensch für andere“ sein. Wer aus dem Glauben danach handelt, erfährt tiefer, sozusagen hautnäher das Erlösungsgeheimnis von Christi Tod und Auferstehung. So kann es in einer neuen Weise zu einem Nachvollzug von Jesu Tod und Auferstehung kommen. Damit hat nun auch die Erhellung,

Verkündigung und Feier dieses Geheimnisses ihre eigentliche, nämlich *heilstheologische* Dimension zurückerhalten.

Ist dieser Akzent im Bild der Erlösergestalt Jesu, wie er sich in den düsteren Jahren einer unmenschlichen Gewaltherrschaft bei führenden Christen herausgebildet hat, in der gegenwärtigen Christenheit noch lebendig? Darauf ist zunächst ganz allgemein zu antworten, daß in unserem Land die Zahl derer, die einen qualifizierten sozialen Beruf ergreifen – Unterricht und Sorge für körperlich und geistig Behinderte, für Aussiedler, Asylantenkinder und andere Benachteiligte –, zugenommen hat. Auch unter den „Zivildienst“-leistenden gibt es nach kompetenter Auskunft nicht wenige, die ihren Dienst im Sinn eines Sich-Zurückstellens zugunsten einer Hilfeleistung für bedürftige (benachteiligte) Glieder der Gesellschaft verstehen. Was die Christen angeht, so ist die Arbeit der karitativen Orden (und ähnlicher Gemeinschaften auf evangelischer Seite) trotz ihres zahlenmäßigen Rückgangs weiterhin unentbehrlich. Neueren Datums ist der geradezu programmatisch und fast vorrangig gewordene *soziale* Einsatz der ausdrücklich tätigen Priesterorden. Nur des Beispiels wegen (weil mir hier genaue Unterlagen verfügbar sind) greife ich die entsprechenden Arbeiten der Jesuiten heraus. Ihr Apostolat steht weithin unter dem Motto: „Glaube und Gerechtigkeit“. „Heute muß es das Anliegen unserer Erziehung sein, Männer und Frauen ‚für andere‘ heranzubilden“, heißt es in einem Arbeitspapier der Jesuitenkurie in Rom, 1986. Dementsprechend führte etwa das von Jesuiten geleitete „Canisius-Kolleg“ in Berlin Anfang 1988 zum ersten Mal für die Oberstufe (für Jungen und Mädchen) in Zusammenarbeit mit dem Caritasverband ein Sozialpraktikum durch, mit allseitigem Erfolg, wie das Echo von Eltern, Schülern und Lehrern zeigt. – Bekannt ist auch die Aktion „Ärzte für die Dritte Welt“, die von P. Bernhard Ehlen SJ, Frankfurt/Main, ins Leben gerufen worden ist, wo sich Ärztinnen und Ärzte für ein Jahr zu einem Dienst in Notstandsgebieten unter der ärmsten Bevölkerung verpflichten; der Zuspruch ist beachtlich. – Endlich die Laienhelfer in den verschiedenen apostolischen Arbeiten des Ordens, deren zeitlich begrenztes Engagement inzwischen eine feste Gestalt gefunden hat: Jesuit-European-Volunteers (JEVs) werden sie bei uns nach ihrem nordamerikanischen Ursprung genannt. Auch im deutschen Sprachbereich bestehen schon acht bis zehn Gruppen in verschiedenen Großstädten. Die Arbeit der Volunteers wird von einem Priester geistlich begleitet und schöpft ihre Motivation aus den Exerzitien. Hier werden die jungen Frauen und Männer (die ihre Berufsausbildung für ein Jahr unterbrechen) vertraut gemacht mit der Nachfolge Christi, deren tiefster Sinn als Teilhabe am Geheimnis von Tod und Auferstehung

Christi erschlossen wird. Wer diesen Weg gegangen ist, dem braucht man nicht mehr zu erklären, welches der Sinn dieses Geheimnisses ist und wie man es nachvollziehen kann. Er lebt es ja in seinem Dienst an den Menschen, stirbt darin seiner Eigenliebe und gewinnt in dieser „Mystik“ des Alltags schon einen Vorgeschmack von dem, was der Christ in der Auferstehung zur Herrlichkeit Gottes erhofft.

Ob diese Welle der Hilfeleistung für den Nächsten, für den „Nachbarn nebenan“, die Ufer der selbstsüchtigen Absicherung des eigenen Lebensbereichs in Zukunft noch stärker überspülen wird? Das wäre jedenfalls ein Zeichen der vom Erlösergott ausgestreckten Hand, die Versandung der christlichen Glaubenswelt unserer Tage durch neues, blühendes Leben wieder aufzuholen.

Lukanische Anliegen in der Maria-Marta-Erzählung

Zu Lk 10,38–42

Jutta Brutscheck, Erfurt*

Man hat die Erzählung über den Besuch Jesu im Haus der Marta und Maria ein „kostbares Juwel“ (Geldenhuys), eine „erlesene Perle“ (Plummer) unter den Texten des lukanischen Sonderguts genannt. Und sie ist es in der Tat, sowohl formal als auch inhaltlich. Freilich gehört sie auch zu den neutestamentlichen Texten, in deren Wirkungsgeschichte mancherlei Irrtümer und Fehldeutungen eingegangen sind. Altgewohnt und weit verbreitet ist eine Deutung, die in Maria den Typus der *vita contemplativa*, in Marta den der *vita activa* sieht (zumeist gemeint als Ordensstand/Weltstand) und – entsprechend der Textbewegung – das beschauliche dem tätigen Leben, die Theorie der Praxis übergeordnet findet, damit aber zwei Klassen von Christen unterscheidet: die vollkom-

* Vorliegender Aufsatz ist die schriftliche Fassung einer Gastvorlesung, die am 6. 6. 1988 am Philosophisch-Theologischen Studium Erfurt gehalten wurde. Der Vortragsstil ist beibehalten. Zugrunde liegt eine eingehende Analyse von Lk 10,38–42, auf die hier verwiesen werden kann: J. Brutscheck, *Die Maria-Marta-Erzählung. Eine redaktionskritische Untersuchung zu Lk 10,38–42* (BBB 64). Frankfurt am Main 1986.